

Der gregorianische Choral heute: Tod oder Auferstehung

Marie-Nicole Haenni OSB

110

Wird die liturgische Erneuerung und die Einführung der Muttersprache den an die lateinische Sprache gebundenen Choral mehr und mehr zugunsten neuer Kompositionen verdrängen?

Zweifellos bringt die Muttersprache einen neuen Geist, einen neuen Gebetscharakter, einen neuen Klang und eine neue Art des Hörens in das monastisch-klösterliche Leben. Aber müßte nicht – gerade weil auf die Muttersprache zurückgegriffen wird – die lateinische Sprache als Muttersprache der Mönche anerkannt werden, die Sprache, in der seit vielen Jahrhunderten gesungen und gebetet wurde? Viele Klöster halten am gregorianischen Gesang der Messe fest, die ja die älteste und zuverlässigste Tradition dieser Kunst des Betens ist.

Wie sehr das Interesse für diese Form des Betens zunimmt, zeigt der hohe Prozentsatz (60%!) des Verkaufs gregorianischer Schallplatten in Europa. Es soll auch nicht versäumt werden, auf die Arbeiten aufmerksam zu machen, die das päpstliche gregorianische Institut in Rom unter der Leitung von P. Eugen Cardine, Mönch von Solesmes, veröffentlichte, der jahrzehntelang den Lehrstuhl für „Gregorianische Semiologie“ innehatte.

Auch das 2. Vatikanische Konzil verlangte in der Liturgiekonstitution „Sacra Liturgia“ Nr. 117, die Überarbeitung der Bücher des gregorianischen Choral zu beenden. Es griff dadurch auf das *Motu proprio* Pius' X. vom 22. November 1903 zurück, in dem das christliche Volk aufgefordert wird, durch den Gesang – und insbesondere durch den gregorianischen Choral – am Gebet der Kirche teilzunehmen.

74 Jahre nach diesem Aufruf ist es P. Cardine und seinen Schülern gelungen, fast alle Probleme, die die alten Manuskripte stellten, zu erhellen. Sie wurden geprüft, fotokopiert und in Abhandlungen und zahlreichen Arbeiten erklärt. Wir können daher jetzt sagen, daß eine neue Schule des gregorianischen Gesanges wiedergefunden worden ist: die Schule der alten Meister, die Schule der Komponisten der gregorianischen Musik. Wenn man diejenigen, die diese Melodien einst gebetet, gesungen und meditiert haben, zu verstehen sucht, nimmt man sehr rasch wahr, daß unsere heutige Interpretation von dem, was die Komponisten gewollt und erlebt hatten, noch weit entfernt ist.

Der gregorianische Choral ist sicher eine der schönsten Ausdrucksformen in denen der Mensch jemals Gott gepriesen und angebetet hat. – Jeder Musiker aber weiß, daß ein musikalisches Werk gewinnt, wenn es wieder so auflebt, wie es der Komponist geschaffen hat.

Das Studium der alten Neumen lehrt uns, daß für ein und dasselbe melodische Motiv mehrere, verschiedene Zeichen verwendet wurden. Wenn nämlich die einzelnen Noten oder die verschiedenen Notengruppen, d. h.: Podatus, Clivis, Torkulus usw. stets durch die gleichen, unveränderlichen Zeichen dargestellt worden wären oder immer entweder in der ersten oder letzten Silbe eines Wortes auftreten würden, dann hätten wir selbstverständlich keine allgemein gültigen Schlußfolgerungen daraus ableiten können. Glücklicherweise zeigen alle Manuskripte, aus welcher Epoche und welchem Land Europas sie auch stammen mögen, deutlich feststellbare Varianten auf, die genauest erforscht wurden.

Durch diese geduldige, mühevollen und langwierigen Arbeit konnte eine ungeahnte Fülle von rhythmischen Ausdrucksmitteln ans Licht gebracht werden. Es

gelang, den Grund zu entdecken, warum die Schreiber diesen Buchstaben oder dieses Zeichen an jene bestimmte Stelle setzten.

So drangen die Musikwissenschaftler langsam in den Geist der alten Meister ein. Mit Staunen und Bewunderung entdeckten sie die große Zahl der dynamischen und phonetischen Nuancen, die die Chorleiter jener Zeiten nach langjähriger Praxis für ihre Nachfolger schriftlich festgehalten hatten: Sei es zu Beginn oder am Ende eines Wortes, um ein mehr oder weniger rasches Tempo anzudeuten oder seien es verschiedene Schreibweisen einiger Neumen, z. B. des Salikus, des Torkulus oder der „virga strata“ – überall entdecken wir zu unserer Beschämung die sorgfältigst ausgefeilten Einzelheiten.

Nur ein einstimmiger Gesang konnte einen solchen Reichtum an Ausdrucksformen erstehen lassen. Sobald der mehrstimmige Gesang in den Gottesdienst eingeführt wurde, entstanden neue Ausdrucksmöglichkeiten, die die alten zum Teil verdrängten, obwohl sie so mannigfaltige und anziehende Nuancen auszudrücken vermögen.

Die Chorleiter unserer Zeit, denen es obliegt, die gregorianischen Melodien so rein als möglich wiederzugeben, sollten sich um deren authentische Interpretation bemühen. Dadurch könnten sie allen, die den gregorianischen Choral lieben, ihn aber ohne Feinheiten singen, jenen Geist vermitteln, der so tief in der biblischen und patristischen Tradition verankert ist.

Israel war das Volk des Hörens auf das Gotteswort. Die Liturgie der Kirche übernahm seine Ausdrucksformen: Seinen Bilderreichtum, seine Poesie und seinen Gesang, der den ganzen Menschen bis in sein Innerstes ergreift.

Warum versuchen wir also, die traditionelle Interpretation wieder aufleben zu lassen? Wozu all diese Mühe, zu den Quellen zurückzukehren? Ich möchte diese Frage durch ein Zitat aus den Schriften von Dom Mocquereau beantworten:

„... Die gregorianischen Komponisten haben ihre Werke in einer musikalischen Sprache verfaßt, deren Geheimnisse wir zu erraten, deren Ausdrucksformen wir zu erforschen, deren Nuancen wir zu erkennen versuchen sollten. In diesen Kompositionen legten sie ihre Seele bloß; diese Seele wiederzuentdecken soll das Ziel all unserer Forschungsarbeit sein. Wir tun dies nicht nur, wie die Musikwissenschaftler und die Musiker von Beruf, aus dem Verlangen nach besserem Verständnis dieser Gesänge oder nach künstlerischer Befriedigung. Wenn wir uns auch ihrer Forschungsmethoden bedienen, so geht es doch darum, uns den wahren, spirituellen und heiligen Charakter ihrer melodischen Loblieder innerlich anzueignen, mit denen sie die erhabene Majestät Gottes priesen.“¹

Wenn also eine klösterliche Gemeinschaft die Mühe nicht scheut, sich diese außerordentliche Vielfalt der Ausdrucksformen anzueignen, die die gregorianischen Manuskripte offenbaren, dann wird sie zweifellos bald erfahren, daß diese Weise des Singens sie umzugestalten und ihrem Gebet größere Tiefe zu verleihen vermag. – Hat sich ihr Ohr für die Nuancen des Chorals geöffnet, dann wird sich auch ihr Herz für die Nuancen jener Liebe öffnen, die die Glieder einer Gemeinschaft verbinden soll.

Wäre es nicht eine überaus große Bereicherung, wenn es dem Unsichtbaren gelänge, das Sichtbare zu durchtränken?

¹ Aus: „Les plus beaux textes de Dom Mocquereau“, Revue Grégorienne 1955. S. 31.